

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

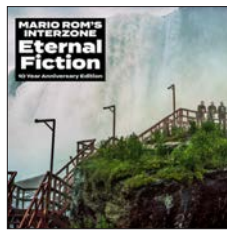
Franco Ambrosetti Band: Lost Within You; Franco Ambrosetti (flh), John Scofield (g), Renee Rosnes, Uri Caine (p), Scott Colley (b), Jack DeJohnette (dr, p); Unit/Membran

In seiner Jugend war der heute 79-jährige Franco Ambrosetti ein hochvirtuoser Draufgänger, dessen Hardbop-Trompete Miles Davis beeindruckte und Charles Mingus veranlasste, ihm einen Job anzubieten. Diesen anzunehmen untersagte Papa Flavio, erfolgreicher Industrieller und begnadeter Altsaxofonist, seinem Filius, weil Prüfungen beim Ökonomie-Studium in Basel anstanden. Franco versiebt sie prompt, was ihn jedoch nicht an einer langen Doppelkarriere als Unternehmer und Jazzer hinderte.

Die Firma hat er längst verkauft und auch die Trompete an den Nagel gehängt. Um sich frisch wie eh und je am geschmeidigen Flügelhorn dem ihm früher nicht so recht zugänglichen Segment der Balladen zu widmen. Manche Dinge brauchen halt Zeit, um zu reifen. Und blühen dann zu faszinierender Pracht auf, wie Ambrosetti hier in perfekter Harmonie mit einer All-Star-Band beweist. Denn dieses audiophile Album ist ein Schatzkästlein, das sich bei jedem Hören weiter öffnet und dabei immer größer wird.

Bereits die ersten Takte von Horace Silvers „Peace“, hier mit Jack DeJohnette am Flügel, stimmen einen auf kommende Großtaten ein, die Scott Colley am Bass unwiderstehlich erdet. In den weit offenen, organisch atmenden Strukturen, die DeJohnette nun mit prasselnden Becken und klugen Tom-Akzenten markiert, legen Renee Rosnes und Uri Caine alternierend imposante Piano-Melodien vor, die Ambrosetti mit seinem ungewöhnlich kraftvollen Flügelhorn süffig kontert, während John Scofield eher verhalten feine Gitarrensolis in den betörenden Flow einstreut. Lauter Perlen, mit „Body & Soul“ als brillant funkelndem Diamanten in einem kostbaren Meisterwerk von Ewigkeitswert.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

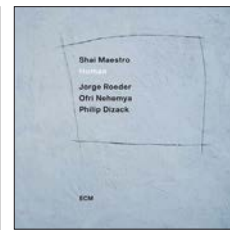
Mario Rom's Interzone: Eternal Fiction; Mario Rom (tp), Lukas Kranzelbinder (b), Herbert Pirker (dr); Traumton/Indigo

An Superlativen kommt bei Mario Rom's Interzone einiges zusammen: Das Trio des österreichischen Trompeters besteht bereits seit zehn Jahren in gleicher Besetzung. Ihr aktuelles, mittlerweile viertes Album, „Eternal Fiction“, demonstriert, mit welchem Enthusiasmus die ungewöhnlich besetzte Band dieses Ereignis feiert.

Die im Titel angedeutete „ewige Fiktion“ verschafft dem Hörer die von der Band angestrebten unzähligen Interpretationsmöglichkeiten. Die Lust der musikalischen Grenzüberschreitung, in der sich die kreativen Regionen von Jazz und osteuropäischer Folklore miteinander verbinden, wird von den drei exzellenten Protagonisten fantasievoll zelebriert. Die suggestive Wirkung von Interzone beruht, wie in dem Opener „Are We Real?“, auf den im prächtigen Sound gebotenen Trompetenlinien des Leaders. Das kurze „No Measure Of Health“, in dem Rom mit souveräner Virtuosität die komplizierten Phrasen seines vom Bebop infizierten Sturmlaufs umsetzt, stimmt auf die vielen Höhepunkte der Session ein: Das rasante „What You Say?“ begeistert mit Lukas Kranzelbinders formidablen Bass-Solo, das durch die lautmalerischen Klangeffekte des Trompeters dramatisiert wird, aber auch durch Roms spannendes Interplay mit dem Drummer Herbert Pirker.

Überraschend nimmt das mit einem rockigen Groove unterlegte „Matala“ im Mittelteil höllisch an Fahrt auf – offenbar das Signal für Rom, zu einen Kurztrip in musikalisch freie Bereiche vorzustoßen. „Chant For The Voiceless“ besticht mit sensiblen, zu dem hymnenartigen Thema ausgezeichnet passenden Tonfolgen. Den Abschluss des großartigen Albums stellt das liedhafte „Here's To Another Decade“. Man darf gespannt bleiben!

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Shai Maestro: Human; Shai Maestro (p), Jorge Roeder (b), Ofri Nehemya (dr), Philip Dizack (tp); ECM/Universal

2018 machte das Album „The Dream Thief“ den heute 34-jährigen Pianisten endlich bekannter. Nicht nur verfügt Shai Maestro über einen traumhaften Anschlag, immenses Wissen, Flexibilität und Reaktionsschnelligkeit, er weiß seinem Spieltalent auch Formen und Themen zu geben, die das neue, sechste Album, „Human“, bereichern. Der israelische Künstler, der täglich meditiert, ist mit seinem Instrument wie verwachsen, und die Interaktion mit seinem Landsmann Ofri Nehemya in „Prayer“ ist phänomenal. Am Bass ist mit Jorge Roeder seit langem ein Peruaner, der in St. Petersburg erst mal mit einem Cellostudium begann und 2020 das außergewöhnliche Soloalbum „El suelo mio“ vorlegte.

Maestros zweite ECM-Platte, „Human“, ist in elf Kapiteln wie ein Weg zu Licht und Wissen. Stationen, in denen das Glück, am Leben zu sein, gefeiert wird. Neu dabei ist der Trompeter Philip Dizack, der 2005 mit „Beyond A Dream“ debütierte. Der aus Milwaukee stammende Dizack spielt ungemein raffinierte, lange Linien unisono mit Shai Maestro, wie in „GG“ und „The Thief's Dream“, was dem Zusammenklang einen gesanglichen, „Messiaen-haften“ Charakter gibt. In „Hank und Charlie“ feiern sie die Freundschaft zwischen Mr. Jones und Mr. Haden, da schwirren die Klaviertöne wie Kolibri-Flügel.

Die starke zweite Hälfte von „Human“ ist den Themen Krieg und Frieden gewidmet, „They Went To War“ ein Marsch à la Nino Rota, „Compassion“ ein dreieinhalb Minuten langes, ergreifendes und detailreiches Solostück von Maestro. Mit einer höchst originellen Version von Ellingtons „In A Sentimental Mood“ liefert Shai Maestro zum Schluss noch ein Bravourstück zeitgemäßer Standards-Interpretation.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

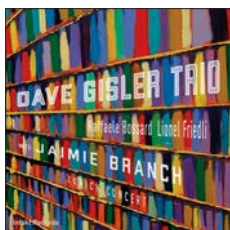
Branford Marsalis: Ma Rainey's Black Bottom; Maxayn Lewis (voc), Branford Marsalis (sax), Don Vappie (bj, g), Justin Faulkner (dr), Greg August (b) u. a. Milan/Sony

Chicago, 1927. Ma Rainey, genannt die „Mutter des Blues“, gerät im Studio mit ihrem Trompeter Levee Green aneinander. Von diesem Zoff erzählt der Netflix-Streifen „Ma Rainey's Black Bottom“ ebenso wie von inneren Konflikten und der Selbstbehauptung schwarzer Künstler. Für den Soundtrack dieser Verfilmung eines Bühnenstücks von August Wilson zeichnet Saxofonist Branford Marsalis verantwortlich, der nicht bloß Ma-Rainey-Nummern und Musik aus den 1920ern neu arrangiert, sondern auch eigene Stücke komponiert hat. Die Neuheiten können einen Hang zur Nostalgie nicht verbergen und fügen sich perfekt ins bereits vorhandene Repertoire ein.

Ein typisches Branford-Marsalis-Album ist nicht daraus geworden. Statt mit seinem regulären Quartett arbeitet der Amerikaner dieses Mal mit Ensembles wechselnder Größe, bis hin zum 20-köpfigen Orchesterformat à la Paul Whiteman, wofür ihm bei der Aufnahme zahlreiche Musiker zur Seite standen. Er bietet einzelnen Instrumenten, wie etwa dem Banjo, eine exponierte Stellung.

Den weiblichen Gesangspart übernimmt zumeist Maxayn Lewis, einst Mitglied der Ikettes von Ike und Tina Turner, anstelle der Schauspielerin Viola Davis, die im Film die Ma Rainey spielt. Mit ihrer röhrenden Reibeisenstimme illuminiert sie Titel wie „Deep Moaning Blues“. Im Original begleitet ein Kazoo diesen Song, worauf Branford Marsalis aber verzichtet. „Sandman“ setzt in verblüffender Weise auf Tap-Dance. „Baby, Let Me Have It All“ verschreibt sich leidenschaftlich dem Swing. Dramatische Pianoklänge regieren bei „Leftovers“. So ist ein technisch einwandfreies Album entstanden, das zwischen Jazz und Klassischem Blues oszilliert.

Dagmar Leischow



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Dave Gisler Trio with Jaimie Branch: Zurich Concert; Dave Gisler (g), Jaimie Branch (tp), Raffaele Bossard (b), Lionel Friedli (dr); Intakt/HM

Vom ersten Moment an ist diese Musik da – energiegeladen, fordernd, zutiefst emotional. Dabei hatte die Band, laut Gitarrist und Bandleader Dave Gisler, keinerlei Einspielzeit, und so ging sein Trio zusammen mit der US-Trompeterin Jaimie Branch direkt auf die Bühne und rockte offenbar den Saal. Denn neben dem recht frei empfundenen Jazz überzeugt die Live-Aufnahme des „Zurich Concert“ mit straight Rockigem und sogar mit Vokalexperimenten. Das Berückende aber ist vor allem die offene Spielhaltung aller Akteure.

Dave Gislers Kompositionen lassen Raum für Improvisation, Freiflächen der individuellen Gestaltung. „Jaimie fand sich sofort zurecht und hatte das Material schnell intus“, erinnert sich der Bandleader an die Zusammenarbeit mit der Trompeterin. „Es war für uns eine großartige Challenge. Mit ihr zu spielen, hat mir extrem Spaß gemacht.“ Tatsächlich erwarb sich Jaimie Branch, die lange in Chicago lebte, mit ihrem Trompetenstil in den letzten Jahren einen klingenden Namen. Hier erfreut ihr Blasinstrument mit klaren, sanglichen Linien und macht mit dem eigenen Hall (an manchen Stellen lässt Miles grüßen) einen eigenen Raum auf. Dazu gesellen sich flirrende Gitarrensounds und aberwitzig schnelle Läufe von Gisler, die abheben und vom Standbass (Raffaele Bossard) verlässlich punktiert werden. Lionel Friedli schlägt den Rhythmus derweil wie ein Derwisch.

Ein explosives musikalisches Gebräu. Das hat etwas Radikales, Raues. Aber auch Schwarzgründig-Humoristisches, etwa wenn die Band mit „Better Don't F*** With The Drunken Sailor“ einen harschen Blues anstimmt, der sich schnell ins Bedrohliche wandelt. So hat diese Band etwas selten Gewordenes: die Fähigkeit, sich selbst zu überraschen!

Tilman Urbach



Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

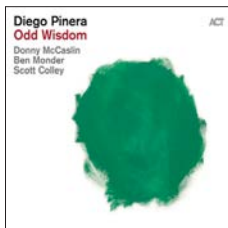
Enrico Pieranunzi & Bert Joris: Afterglow; Enrico Pieranunzi (p), Bert Joris (tp, flh); Challenge/Bertus
Pieranunzi Fønnesbæk Duo: The Real You; Enrico Pieranunzi (p), Thomas Fønnesbæk (b); Stunt/In-Akustik

Er ist der Doyen italienischer Jazzpianistik, der 71-jährige Enrico Pieranunzi. Als geschätzter Partner amerikanischer Größen setzte er markante Duftmarken, besonders spektakulär 1987 hinter Chet Baker mit Charlie Haden und Billy Higgins auf dem grandiosen Album „Silence“. Dass nun gleich zwei im Abstand von zwei Jahren aufgenommene Duoscheiben von ihm erscheinen, bietet reizvolle Einblicke in seine poetische Klangsprache.

Sowohl mit dem belgischen Trompeter Bert Joris als auch mit dem dänischen Bassisten Thomas Fønnesbæk pflegt der römische Pianist eine lange musikalische Freundschaft, was das vertraute Parlando ihrer Dialoge erklärt. Diese zu vergleichen, ist nicht ganz fair, weil auf „Afterglow“ die Trompete naturgemäß präsenter ist als der Bass auf „The Real You“. Beide eint die harmonisch reiche, melodisch fantasievolle und oft kantable Geläufigkeit von Pieranunzis delikatem Pianospiele, das in heiterer Gelassenheit durch Raum und Zeit mäandert. Was Bert Joris mit zart vibrierender Intensität geschmeidig überglänzt, während auf der anderen Seite Thomas Fønnesbæk die Tiefen mit erdig-warmem Ton beseelt.

Dennoch korrespondiert so manches, etwa Pieranunzis fast barock klingender „Cradle Song For Mattia“ (mit Joris) und die Piano-Bass-Improvisation „Bill And Bach“, die beide den gleichen Geist versprühen. Dass der von Bill Evans beeinflusste Italiener tief in der europäischen Tradition wurzelt, ist auf beiden Alben immer wieder schön zu hören. Deren unterschiedliche Farben fügen sich zu einem farnhaften Gesamtbild von Enrico Pieranunzi – bravissimo, maestro!

Sven Thielmann



Musik
★★★
Klang
★★★★★

Diego Pinera: Odd Wisdom; Diego Pinera (dr), Donny McCaslin (sax), Ben Monder (g), Scott Colley (b); Act/Edel

Um eine solche Musik zu spielen oder auch nur denken zu können, die sich ein ums andere Mal selbst überholt, plötzliche Kehrtwendungen und Richtungsänderungen einschlägt, muss man außergewöhnliches Rhythmusgefühl besitzen. Dem gebürtigen Uruguayer Diego Pinera ist dies gegeben, und so überrascht es nicht, dass die Musik des Drummers munter vor- und zurückspringt, sich in krumme Metren verguckt, die alle Akteure seines Quartetts virtuos bedienen.

Da ist Ben Monder, der Gitarrist, der sich bereits an der Seite von Drum-Altstar Paul Motian ins Zentrum der New Yorker Jazzgemeinde spielte. Gefolgt vom wendigen Saxofonisten Donny McCaslin und dem zupackenden Bass-Allrounder Scott Colley. Unter ihrem Leader verschmilzt die Band zu einem kompakten musikantischen Gebilde, bei dem die vier eher als Kollektiv aufspielen. Selten begibt sich einer der Musiker auf ausgedehntere Solopfade. Als Kompositeur schwingt Pinera eine hurtige Feder. Nur das berühmte „Blue Monk“ stammt nicht von ihm.

Dieses Album, so Pinera, behandle all jene Sounds und Rhythmen, mit denen er sich in den letzten Jahren beschäftigt habe. Tatsächlich finden sich hier Anklänge an karibische Rhythmen oder schemenhafte Latin-Jazz-Einfärbungen – aber Diego Pinera kreuzt sie und transformiert sie dadurch in seine Personalsprache. So entstehen mitreißend schöne Stücke, die die Band perfekt ausformuliert darbietet. Dass einem beim plötzlich einsetzenden Gesang des Leaders („Space“) aber vor Schreck der Kopfhörer von den Ohren rutscht, ist nicht nur erstaunlich, sondern nahezu ärgerlich. Singen kann Diego Pinera nun wirklich nicht. Noch dazu bringt diese unnötige Volte ein ansonsten wunderbares Album in Schiefelage.

Tilman Urbach

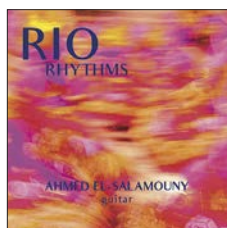


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Meretrio: Choros; Emiliano Sampaio (g, tb), Gustavo Boni (b), Luis Oliveira (dr, vib); Luis Bonilla (tb); Session Work/HM

Brazil-Jazz einmal anders. Das in São Paulo gegründete Meretrio um Gitarrist/Posaunist Emiliano Sampaio kommt ganz ohne Samba-/Bossa-Klisches aus. Sonst eher auf eigene Kompositionen setzend, erkundet es hier den Volksmusikstil Choro, der um 1870 in Rio entstand und mit Flöte, Gitarren, Mandoline, Tamburin gespielt wurde. Dies überträgt das Meretrio auf Gitarre, E-Bass, Drums, mal wechselt Sampaio auch zur Posaune. Eine jazzige Frischzellenkur für Klassiker des Genres, wie das bekannte „Tico-Tico no fubá“ von Zequinha de Abreu (1917), das Charlie Parker sich 1951 auch schon vornahm.

Berthold Klostermann

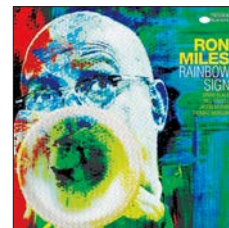


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Ahmed El-Salamouny: Rio Rhythms; Ahmed El-Salamouny (g); Acoustic/Galileo

Für den Münchner Gitarristen und Musikpädagogen-Coach ägyptisch-deutscher Herkunft Ahmed El-Salamouny, eine führende Koryphäe in Sachen brasilianischer Gitarrenmusik, wurde in den letzten zehn Jahren Rio de Janeiro zur zweiten Heimat. Ein musikalisches Resümee zieht er jetzt mit einer geschmackvollen Mischung aus Eigenkompositionen für Konzertgitarre solo und entsprechend arrangierten Klassikern von Brazil-Größen wie Luis Bonfá („Manhã de Carnaval“), Antônio Carlos Jobim („Água de beber“) oder Baden Powell („Deixa“). Seine „Rio Rhythms“ sind ein flirrendes Feuerwerk aus stupender Virtuosität, Sensibilität und Temperament. Meisterlich.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Ron Miles: Rainbow Sign; Ron Miles (co), Jason Moran (p), Bill Frisell (g), Thomas Morgan (b), Brian Blade (dr); Blue Note/Universal

Von New Yorks magnetischer Anziehungskraft für Musiker zeigte sich Ron Miles immer ziemlich unbeeindruckt. Bestimmt hätte der ausgezeichnete Kornettist auch im Big Apple sein Ding machen können. Doch er zog es vor, lieber in Denver/Colorado zu bleiben. Außerdem hat er in der ehemaligen Goldgräberstadt nahe der Rocky Mountains eine Professur an der Universität.

Für sein Blue-Note-Debüt „Rainbow Sign“ nahm Miles die gleiche Band mit ins Studio, die einige Jahre zuvor schon auf dem Album „I Am A Man“ (yellow-bird) brillierte. Seit dem Beginn seiner Karriere ist der Kornettist mit Bill Frisell befreundet und wirkte auf zahlreichen Alben des bekannten Gitarristen mit. Jason Moran zählt nach wie vor zu den aufregendsten Pianisten, der Groove der Rhythmiker mit dem Bassisten Thomas Morgan und dem Drummer Brian Blade lässt keine Wünsche offen. Jedes der neuen, variantenreichen Themen fasziniert mit besonderen Stimmungen.

Den stärksten Eindruck hinterlassen die beiden ausgedehnten Stücke „Like Those Who Dream“ und „Average“. Wie ein begnadeter Erzähler teilt Ron Miles Erlebnisse und Geschichten in musikalischer Form mit. Der Kornettist verfügt über die Fähigkeit, mit den tiefen Tönen seines Instruments bilderreiche Motivfolgen zu kreieren. Sein leidenschaftliches Spiel animiert Frisell zu aufregenden Blues-Eskapaden. Auch Moran, in dessen Beiträgen sich Elemente aus der Tradition des Modern Jazz mit komplexen, aber nie überladenen Piano-Diskursen verbinden, kommuniziert erfinderisch mit den Aktionen des Leaders und des Gitarristen. Ohne Übertreibung ist Ron Miles' aktuelles Album die Krönung seiner bisherigen Veröffentlichungen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

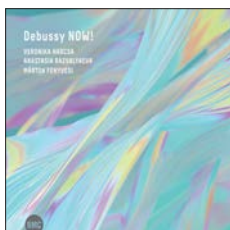
Joe Lovano Trio Tapestry: Garden Of Expression; Joe Lovano (ts, ss, tarogato, gongs), Marilyn Crispell (p), Carmen Castaldi (dr); ECM/Universal

Der amerikanische Saxofonist Joe Lovano machte ab 1985 viele große Alben im Paul Motian Trio mit Bill Frisell. Als er 2018 für sein eigenes neues Trio Tapestry das gleiche Format wählte, war man gespannt auf den Schlagzeuger. Der unauffällige Carmen Castaldi ist ein leiser Trommler, was selten genug ist, ein Jugendfreund Lovanos aus Cleveland, der sich – ebenso wie die Pianistin Marilyn Crispell – als Nonkonformist keinen starren Regeln beugen mag. Das erlaubt es ihm und Crispell, wie in Cézannes unvollendeten Skizzen mit Aquarellfarben die Zwischenräume auszumalen, wobei die Themen des Bandleaders das Trio jedes Mal anders ins Spiel bringen.

Mit dem zweiten Album haben Lovano, Crispell und Castaldi eine Art Zen-Jazz in Form nächtlicher Hymnen kreiert. Marilyn Crispell folgt Lovanos Linien und orchestriert sie. Beim ersten Album waren es elf, diesmal sind es acht Stücke aus der Feder Lovanos – von „nächtlichen Kreaturen“ („Night Creatures“) zum Mond („West Of The Moon“), von innerem Reichtum („Treasured Moments“) zu heiligen Gesängen in Zen-Gärten („Sacred Chant“).

In „Dream On That“ werden Ideen Ornette Colemans magisch transformiert. Im Titelstück „Garden Of Expression“ sprießt aus freien Assoziationen eine seduktive Melodie. Bei „Treasured Moments“ scheint die Zeit stillzustehen – wie eine Fata Morgana flimmern die Beckenschläge. Das zehnminütige Finale „Zen Like“ erinnert an Tony Scotts „Music For Zen Meditation“ von 1964. Wer weiß, vielleicht hat Joe Lovano als Elfjähriger in Cleveland ja diese Platte, das erste New-Age-Album überhaupt, gehört? Die letzten Töne von Becken und Klavier könnten minimalistischer, pointillistischer nicht sein.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Veronika Harcsa u. a.: Debussy NOW!; Veronika Harcsa (voc), Anastasia Razvalyaeva (harp), Márton Fenyvesi (live electr, g); BMC/Galileo

Es ist schon erstaunlich, dass Claude Debussy, den selbst Duke Ellington als einen seiner Vorfahren bezeichnete, kaum einen spürbaren Niederschlag im Jazz fand. Ganz im Gegensatz zu Erik Satie, dessen Klavierstücke heute quasi europäische Standards sind. Umso bemerkenswerter, dass sich die ungarische Vokalistin Veronika Harcsa nun unter dem Titel „Debussy NOW!“ mit dem Liedgut des großen französischen Impressionisten auseinandersetzt.

„The music is easy to love but hard to explain“, so Alex Ross 2018 in The New Yorker, was auch für die sphärischen Anverwandlungen dieses mit Stimme, Harfe und Live-Electronics plus Gitarre eigenwillig besetzten Trios gilt. Dass sie auf elf Tracks chronologisch durch Debussys Œuvre geistern, das hier von „Beau soir“ (1878, 1880 oder 1890) über „Trois mélodies de Verlaine“ (1891) bis zu „La fille aux cheveux de lin“ (1881: Vertonung eines Gedichts von Leconte de Lisle, 1910: achtens der berühmten Préludes) reicht, muss sich der Hörer selbst erschließen. Was nicht von Nachteil ist, weil man dabei den Originalen begegnet und dadurch die radikalen Neudeutungen dieses Trios erst so richtig begreift.

Ihr Sound-Design öffnet unglaubliche, von immensem Hall geprägte Räume, in denen Veronika Harcsas glasklar artikulierter Sopran in psychedelischer Intensität schwebt, getragen von einer flirrenden Harfe, die Anastasia Razvalyaeva gelegentlich gar wie ein Cymbalon klingen lässt. In den hypnotischen Zauber webt Márton Fenyvesi neben sanften Gitarrenmelodien vor allem geräuschhafte Patterns, die Debussys zarte Ton-Poeme in erregende Ambient Music transformieren. Der perfekte Soundtrack für interstellare Reisen in einem Planetarium.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Girls in Airports: Dive; Martin Stender (sax, fl), Lars Greve (sax, cl), Mathias Holm (kb), Victor Dybbroe (perc), Anders Vestergaard (dr); Mavi/Orchard/Membran

Es gab einige Turbulenzen bei der dänischen Band Girls in Airports. Der Schlagzeuger Mads Forsby wurde durch Anders Vestergaard ersetzt, der Saxofonist und Klarinetist Lars Greve stieg aus. Bei der Produktion des neuen Albums stand er aber glücklicherweise dem Saxofonisten und Flötisten Martin Stender noch zur Seite, sonst hätten die Stücke deutlich weniger Spannungspotenzial gehabt. Ob afrikanische Trommeln oder flirrende Wurlitzer-Orgel: Kaum etwas ist von Dauer auf dem Weg zur kollektiven Ekstase. Zu entdecken gibt es dementsprechend viel auf „Dive“.

Bei „Anima“ setzen die Bläser auf melodramatische Harmonik, zumindest ein paar Takte lang. Wenig später werden sphärische Keyboardklänge mit Weltmusikphrasen, getragen vom Perkussionisten Victor Dybbroe, gekoppelt. In „Lin“ finden sich Momente, die an Miles Davis' Fusion-Phase erinnern. „Weaver“ kann sich nicht so recht zwischen Post-Rock, Ambient und psychedelischem Jazz entscheiden. In „Outside Looking In“ jaulen die Saxophone gegen das lärmende Schlagzeug an. Bei „Weaving Leaves“ geben sich Klarinette und Flöte kindlich verspielt. An der erdig-warmen Melodie kann man sich nicht unbedingt reiben, und „Icicle“ verfügt ebenfalls über einen hohen Chill-out-Faktor. Anscheinend brauchten die Musiker zwischendurch eine Verschnaufpause.

Der Reiz von „Rold Skov“ liegt in den Gegensätzen – mal sanft, mal kraftvoll, mal dumpf, immer undefiniert. „Collision“ tummelt sich auf der Schwelle zum Ethnojazz. All das beweist: Die Skandinavier setzen weiterhin auf Unangepastheit. Ihr Ideenreichtum scheint schier unerschöpflich zu sein, und das macht sie so einzigartig.

Dagmar Leischow



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Marc Copland: John; Marc Copland (p); InnerVoice/Galileo

Sie verband eine lange Freundschaft, die auf einem beinahe intuitiven Verständnis füreinander basierte. Jetzt erinnert sich der Pianist Marc Copland noch einmal an den 2017 verstorbenen Gitarristen John Abercrombie. Und schwelgt in dessen Kompositionen, die sie oft genug gemeinsam zum Klingen brachten.

Das schlicht „John“ genannte Soloalbum beginnt mit dem Klassiker „Timeless“, den der Gitarrist 1974 in schöner Jazzrock-Manier einspielte. Hier gerät er zum verträumt impressionistischen Impromptu, weil Copland das Stück am Flügel wie eine Erkennungsmelodie nachbuchstabiert. Damit ist die melancholische Grundstimmung des Albums gesetzt. Wie immer weitet der Pianist den harmonischen Rahmen der Songs aus, schweift ab, lässt Verfärbungen anklängen, lässt sie stehen – und uns die Stücke unerwartet neu erleben. Dabei achtet er ihre Eigenheiten, ihren ganz eigenen Sound. So ergibt sich beim Hören von Mal zu Mal ein akustisches „Nachhausekommen“. Und weil der Pianist Songs aus unterschiedlichen Schaffensphasen spielt, ist es auch ein Durchstreifen der Jazz-Jahrzehnte, die John Abercrombie mitgeprägt hat. „Island“ etwa erinnert an die intimen Duobegegnungen von Abercrombie und Ralph Towner. „Remember Hymn“ schrieb Abercrombie, nachdem Perkussionist Collin Walcott Mitte der 1980er während einer Oregon-Tour in der DDR verunglückt war.

„Als ich John das erste Mal traf,“ erklärt Copland, „waren wir beide in den Zwanzigern. Und er war für mich von entscheidendem Einfluss.“ Neben der musikalischen Anregung benennt der Pianist heute vor allem Abercrombies musikalische Integrität, die ihn geprägt habe. So in sich gekehrt lauschend klingt dieser Reigen denn auch.

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Mary Halvorson's Code Girl: Artlessly Falling; Amirtha Kidambi (voc), Maria Grand (ts), Adam O'Farrill (tp), Mary Halvorson (g), Michael Formanek (b), Tomas Fujiwara (dr); Gast: Robert Wyatt (voc); Firehouse 12

Durch Jimi Hendrix kam die klassische Geigerin einst zur E-Gitarre und zum Jazz, an der Wesleyan-Universität studierte sie bei Anthony Braxton. Für Mary Halvorson war es eine Herausforderung, acht selbstverfasste Gedichte zu vertonen. Mit der Sängerin Amirtha Kidambi arbeitet sie schon lange, neu dabei ist der Trompeter Adam O'Farrill, und es braucht versierte Leute, um adäquat auf Halvorsons komplexe Vorgaben zu reagieren. Halvorson war schon in zirka 38 Ensembles aktiv und hat seit 2005 fast ebenso viele Alben veröffentlicht; bei Kritikern und Fans ist sie seit Jahren omnipräsent.

Hinter ihren großen Brillen, an der Guild-Vollresonanzgitarre, mit ihrer Melange aus Jazz, Folk, Rock und Free (O-Ton Halvorson: „Ich weiß selbst nicht, wie ich es nennen soll“), ist sie in vielerlei Hinsicht „the one and only“. Ihr Trio Thumbscrew mit Michael Formanek und Tomas Fujiwara bildet den Kern des Sextetts Code Girl. Im Titelstück schlingert die Gitarre wie ein leck geschlagenes Boot. „A Nearing“ hat thematisch etwas von einem Kunstlied aus einer unbekannten Epoche. Manches ähnelt den Songs, die Carla Bley und Mike Mantler 1976 für ihr Album „The Hapless Child“ erfanden. Kein Wunder: Auf drei Songs singt wahrhaftig Robert Wyatt, der auf „Hapless“ seinerzeit dabei war. Wyatts Stimme, die anscheinend nie den Stimmbruch durchmachte, verleiht den rätselhaften Versen Halvorsons einen unvergleichlichen Charme.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Joe Castro: Passion Flower; Joe Castro, Paul Bley (p), Teddy Edwards (ts), Leroy Vinnegar, Paul Chambers (b), Philly Joe Jones, Paul Motian (dr) u.v.a.; Sunnyside/GoodToGo (6 CDs)

Nur wenige Künstler hatten solche traumhaften Möglichkeiten wie Joe Castro. In den Fünfzigerjahren hatte die amerikanische Millionenerbin Doris Duke auf den talentierten jungen Pianisten ein Auge geworfen. Die beiden wurden ein Paar. Duke richtete ihm sogar in der von ihr erworbenen Luxusvilla Falcon Lair des Stummfilmstars Rudolph Valentino in Beverly Hills ein Studio ein. Damit aber nicht genug: Ein zusätzliches Studio befand sich auf dem Anwesen der Familie in Duke Farms, Somerville, New Jersey.

Joe Castro wusste die Gunst der Stunde zu nutzen. In entspannter Atmosphäre und frei von kommerziellen Erwägungen konnte er dort mit befreundeten Musikern private Aufnahmesessions veranstalten. Wie fantastisch diese umgesetzt wurden, stellt sich beim Anhören des mit sechs Alben bestückten Box-Sets „Passion Flower“ heraus. Schon der Einstieg „The Artist's Choice“ stimmt mit feinen Versionen von Standards („Pennies From Heaven“) und Klassikern („St. Louis Blues“) auf elegant swingende Aktionen ein. Mit brillantem Anschlag kreiert Castro dazu inspirierende Modern-Jazz-Improvisationen.

Sensationell ist eine ultrarare Soloaufnahme des kanadischen Pianisten Paul Bley, die 1956 in Duke Farms eingespielt wurde. Die melodische Subtilität seiner „Blues Improvisation In F“ gibt schon einen Vorgeschmack auf sein ECM-Album „Open To Love“. Weitere Höhepunkte sind Castros in der Collection dokumentiertes Atlantic-Album „Groove Funk Soul“ mit dem Tenorsaxofonisten Teddy Edwards und die später auf dem eigenen Label Clover Records aufgezeichneten Trio- und Big-Band-Aufnahmen. Eine Fundgrube von Jazzraritäten!

Gerd Filtgen